



ANNA
REITNER

Die
Rosen
insel

ROMAN



ullstein

ANNA REITNER ist ein Pseudonym. Die Autorin lebt und arbeitet im Süden Deutschlands. Bayern und seine Geschichte haben sie schon immer fasziniert – und die Roseninsel begeisterte sie auf den ersten Blick.

ANNA
REITNER

Die
Rosen
insel

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage April 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © FinePic®, München (Rosen, Insel,
Sterne); Getty Images, © Ian Laker Photography (Himmel)

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by papyrus.com

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06336-2

Für meine Eltern, denen ich – neben so vielem anderen – meine
Liebe zu Bayern verdanke.

*Du sandtest mir blühende Rosen
einst über den lieblichsten See
mit Zweigen des weißen Jasmines,
gleich duftendem Nachtwinterschnee.*

*Doch jüngst erst band ich dir ein Sträußchen
aus duftendem weißen Jasmin
sie brachten's wohl über das Wasser,
sie legten aufs Herz es dir hin.*

Kaiserin Elisabeth von Österreich, 1886

Starnberger See, Bayern, Gegenwart

Liv saß auf der kleinen Bank des Ruderboots und genoss den Anblick, der sich ihr bot. Der Starnberger See lag an diesem Nachmittag ruhig in der Herbstsonne, die Bäume am Ufer hatten sich schon verfärbt, leuchteten in Orange, Rot und Gelb und spiegelten sich im Wasser wider. Auf dem See waren bei dem schönen Wetter einige kleine Segelboote unterwegs, die wie weiße Tupfen auf dem Dunkelblau des Wassers schwammen und sich gegen den hellblauen Himmel abhoben. Es war ungewöhnlich warm für die Jahreszeit, ein leichter Wind strich über das Wasser. Ein goldener Oktober, dachte Liv, während sie die Sonnenbrille in die blonden schulterlangen Haare schob. Ihre Jeans und das T-Shirt waren fast zu warm für diesen strahlenden Tag. Ein richtig goldener Oktobertag. Wenn sie ihn nur richtig genießen könnte ...

»Und Sie tun sich das also freiwillig an – eine einsame Insel?«, fragte der junge Mann, der das Boot ruderte, gerade neugierig. Er hatte sich als Johannes vorgestellt und war Segellehrer hier am Starnberger See. Braun gebrannt, uner-

schütterlich gut gelaunt, mit einer etwas schiefen Nase und strubbeligen blonden Haaren.

Liv nickte nur knapp.

»Für mich wäre das nichts – die ganze Zeit allein. Ich hoffe, Ihnen ist das klar: Auf der Roseninsel gibt es wirklich nur Bäume, Blumen – und diese alte Villa.«

»Das gefällt mir gerade daran; ich will meine Ruhe haben.« Liv sah stirnrunzelnd zurück zum Ufer. »Ich dachte, die Insel liegt weiter draußen im See. Man kann ja beinahe hinüberschwimmen.«

Johannes grinste. »Keine Sorge – es ist verboten, zur Insel zu schwimmen, und bald ist es sowieso zu kalt dazu.«

»Gut.«

Eine Weile schwiegen sie. Nur die regelmäßigen Ruderschläge waren in der stillen warmen Luft zu hören.

»Sie sind nicht besonders gesellig, stimmt's?«, machte Johannes einen zweiten Anlauf.

Liv antwortete nicht und sah stattdessen wieder hinaus aufs Wasser. Hinter dem See erhoben sich in der Ferne die Alpen, schneebedeckte Gipfel waren zu sehen. Die Landschaft sah aus, als wäre sie einer Postkarte entsprungen. Eigentlich war ich gesellig, dachte sie, bis vor ein paar Wochen. Sie war immer gerne mit ihren Freunden in Berlin abends um die Häuser gezogen, hatte ihre Geburtstage groß gefeiert, hatte mit ihren Freundinnen bei Cocktails und Musik stundenlang irgendwo gegessen, geredet und gelacht. Aber das gab es nun nicht mehr. Seit sieben Wochen sehnte Liv sich nur noch nach Stille. Sie ertrug keine fröhlichen

Abende mehr. Die Vorstellung, auf einer einsamen Insel zu leben, erschien ihr verlockend.

Ein Schwan schwamm nahe am Boot vorbei. Sie betrachtete seine weichen, weißen Federn, seinen orangefarbenen Schnabel. Die schwarzen Knopfaugen schienen sie zu mustern: Was ist los mit dir?

Ich bin auf der Flucht, antwortete sie ihm in Gedanken. So fühlte es sich tatsächlich an. Nachdem sie sieben Wochen lang kaum noch unter Leute gegangen war, hatte sie sich an einem Abend vor zwei Tagen doch wieder einmal überreden lassen auszugehen. Ein schöner Abend in ihrer Lieblingsbar, das hatten ihr die Freunde versprochen, so wie früher. Es wird dir Spaß machen, Liv. Aber es machte ihr keinen Spaß. Die lachenden Gesichter, die Musik, das Gläserklirren – es war in ihrem Kopf zu einem schrillen Crescendo geworden. Irgendwann war sie abrupt aufgestanden. »Ich muss gehen«, hatte sie bloß gemurmelt und war beinahe hinausgerannt. Flucht – sie wollte nur noch weg, raus aus diesem Leben, weg von den Erinnerungen. Zu Hause hatte sie sich in der Dunkelheit ihrer nächtlichen Wohnung vor den Laptop gesetzt und war schließlich – sie wusste gar nicht mehr so recht, wie – in einer ziellosen Suche quer durchs Internet auf diese Stellenanzeige gestoßen, die ihr sofort ins Auge sprang. Vielleicht, weil sie so ungewöhnlich war; vielleicht auch, weil es genau das war, was sie brauchte. »Dringend gesucht! Krankheitsvertretung für Verwalter auf der Roseninsel/Starnberger See. Dauer: vier Wochen. Sehr ruhig und einsam.«

»Sehr ruhig und einsam«, hatte Liv gemurmelt, »das klingt perfekt.«

Von der Insel hatte sie noch nie gehört, aber als sie den Namen bei Google eingab, tauchten Fotos eines idyllischen grünen Fleckens voll Rosen und alter Bäume auf, inmitten von funkelnd blauem Wasser. Früh am nächsten Morgen, noch bevor sie es sich anders überlegen konnte, hatte sie die angegebene Nummer angerufen. Nach dem Freiton hatte sich eine gemütliche bayrische Männerstimme gemeldet. »Seewirt Feldafing, grüß Gott!«

»Hallo, ist die Stelle auf der Roseninsel schon weg?«

Ihre Frage schien den Mann zu amüsieren. »Na freilich – uns rennen sie hier die Bude ein, um auf einer einsamen Insel zu wohnen«, lautete seine ironische Antwort. »Nein, die Stelle ist noch frei, und ich glaub ja kaum dran, dass wir überhaupt jemanden finden.«

Liv hatte tief Luft geholt. »Ich denke, es wäre genau das Richtige für mich.«

»Ach ja?«, der Mann am anderen Ende klang ungläubig, als könne er sein Glück nicht fassen. »Wann könnten S' denn anfangen?«

»Sofort, wenn Sie wollen.«

»Sehr gut. Dann kommen S' her, so schnell Sie können. Und wie in der Anzeige steht – mindestens vier Wochen müssen Sie bleiben.«

Liv stutzte. »Wollen Sie denn gar nichts über mich wissen, bevor Sie mich herbestellen?«

Der Mann lachte. »Fräulein, ehrlich gesagt: Mir ist's gleich, ob S' die Kaiserin von China oder Müllfrau sind. Sie

schickt der Himmel. Also: Kommen S' einfach hier runter.« Er wollte schon auflegen. Im Hintergrund waren Küchengeräusche zu hören. »Ach so, eines noch: Melden Sie sich nach der Ankunft bei mir, im Seewirt. Das Gasthaus können S' gar nicht verfehlen. Ist nämlich das einzige in Sichtweite der Insel. Pfiat Eahna!«

»Ja, ähm ... Pfiat Eahna«, versuchte Liv seinen bayrischen Gruß nachzuahmen. Als sie aufgelegt hatte, lächelte sie zum ersten Mal seit vielen Wochen. Dann straffte sie die Schultern. Es waren noch ein paar Hürden zu nehmen, bevor sie auf ihre einsame Insel reisen konnte.

»Du willst was?«, Christoph starrte sie ungläubig an. Er saß auf seinem ledernen Chefsessel im Oberarztbüro und wurde von Sekunde zu Sekunde fassungsloser. »Das kann nicht dein Ernst sein.«

»Doch, ich will Urlaub nehmen«, hatte Liv entschlossen wiederholt. »Und zwar ab heute.«

»Und wie stellst du dir das vor? Ich habe hier nicht beliebig viele Ärzte, durch die ich dich ersetzen kann. Das geht nicht.«

Liv hatte damit gerechnet, dass es ein zäher Kampf werden würde. »Christoph, du weißt selber, dass ich im letzten Jahr praktisch rund um die Uhr gearbeitet habe. Ich habe noch so viele Urlaubstage, die ich nicht genommen habe, und nun will ich sie eben nehmen.«

Er sah sie stirnrunzelnd an. »Liv, sei ehrlich, ist es wegen ...?«

Ihr Gesicht verschloss sich. »Es ist einfach, weil ich Ur-

laub haben möchte. Mehr nicht. Ich muss hier mal raus.«
Er ließ nicht locker. »Oder ist es wegen mir? Kommst du doch nicht damit klar, dass wir weiter zusammenarbeiten?«

Liv hätte am liebsten aufgelacht, aber sie beschränkte sich darauf, den Kopf zu schütteln. »Quatsch. Das hat mit uns gar nichts zu tun.«

Sie konnte Christoph förmlich ansehen, wie ihre Antwort sein Ego kränkte. Typisch Mann, dachte sie. Sie glauben immer, dass man ihnen ewig nachweint. Laut sagte sie: »Christoph, mach es bitte nicht komplizierter, als es ist.«

Er lehnte sich in seinem protzigen Sessel zurück. Der Urlaub stand ihr zu – sie wussten es beide. »Wann kommst du wieder?«

»In vier Wochen.«

»Wie bitte?«, nun schrie er wirklich fast. Sie konnte sehen, wie die Ader auf seiner Stirn wieder anschwell. »Vier Wochen? Ich gebe dir ein paar Tage, länger kann ich dich nicht entbehren. Du weißt selber, wie knapp wir gerade mit Personal sind.«

Liv wusste es. Aber sie wusste auch, dass sie fliehen musste, einfach alles einmal für ein paar Wochen hinter sich lassen. Sie musste hart bleiben. Statt einer Antwort legte sie ihm also ihren Urlaubsantrag vor. »Vier Wochen«, sagte sie. »Es ist schon alles ausgefüllt.« Bevor er noch etwas sagen konnte, drehte sie sich einfach um und ging.

»Liv!«, brüllte Christoph ihr nach, aber sie blieb nicht stehen.

Als sie durch die langen Krankenhausflure der altherwürdigen Berliner Charité entlang in Richtung Ausgang

ging, atmete sie erleichtert durch. Sie fischte ihr Handy aus der Jackentasche und sah auf die Uhr. Es blieb nicht mehr viel Zeit – gerade noch genug, um mit dem Fahrrad zurück zu ihrer Wohnung zu fahren, zu packen, ihren Eltern eine Abschiedsnachricht auf den Anrufbeantworter zu sprechen und zum Hauptbahnhof zu eilen. Gerade noch rechtzeitig erwischte sie den Zug in Richtung Süden. Als sich die Türen zischend hinter ihr schlossen und der Zug anfuhr, wurde ihr erst richtig bewusst, was sie da tat. Es war verrückt – aber nun war sie auf dem Weg zu ihrer einsamen Insel.

Das Wirtshaus am Seeufer, von dem der Mann am Telefon gesprochen hatte, war tatsächlich leicht zu finden. Der *Seewirt* war ein alter bayrischer Gasthof wie aus dem Bilderbuch. Stolz stand er dort am See, mit lang gezogenem Dach, Holzbalkonen und üppigen roten und weißen Geranien in den Blumenkästen. Vor dem Haus gab es einen kleinen, gemütlichen Biergarten und ein paar knorrige Obstbäume. In diesem besonders warmen Herbst waren am Abend noch viele Tische draußen besetzt, als Liv nach einer langen Fahrt mit dem Zug und anschließend mit der Bummelbahn endlich ankam und mit ihrer schweren Reisetasche über der Schulter auf das Gasthaus zusteuerte.

Auch das Innere des *Seewirts* empfing sie typisch bayrisch – viel Holz, ein paar Geweihe an den Wänden, Stühle mit ausgesägtem Herzen in der Lehne und bäuerlich karierten Tischdecken. Zwei Kellnerinnen im Dirndl trugen Bierkrüge und Teller mit Knödeln und Haxen herum. Alles an diesem Haus strahlte eine urige Behaglichkeit aus. Liv blieb

zunächst unschlüssig in der Tür stehen, dann hielt sie eine der Kellnerinnen an. »Entschuldigung, ich soll mich beim Seewirt melden. Ich bin die Vertretung für die Roseninsel.«

Das Gesicht der Frau erhellte sich sofort. »Aaah, Sie san das«, rief sie freudig aus. »Moment, ich hol den Chef.«

Der Seewirt stellte sich als großer Mann mit Kugelbauch und Bart heraus. Er drückte Liv fest die Hand und bemühte sich merklich ihr zuliebe um Hochdeutsch, das er allerdings immer noch mit viel bayrischem Akzent sprach.

»So, Sie san also das Fräulein Dahl, das auf unsere Insel aufpassen will?«, er musterte sie ein wenig skeptisch. Liv, blond und jung, mit ihrem zierlichen Körper, schien ihm offensichtlich wenig geeignet zu sein, um allein eine Insel mit Garten und Park zu verwalten. All diese Gedanken waren ihm unschwer anzusehen. Er räusperte sich. »Sie san ja jünger als gedacht«, sagte er schließlich. »Und Sie kommen also aus Berlin?«

Liv nickte.

Sein Blick wurde noch skeptischer – ein Großstadtgeschöpf in der bayrischen Natur. Aber er hatte keine Wahl. Niemand wollte spontan ein paar Wochen ganz allein auf einer bayrischen Insel leben, niemand außer dieser zarten jungen Frau mit den veilchenblauen Augen.

»Schön«, sagte er also betont munter und klatschte in die großen, schwieligen Hände. »Dann freuen wir uns, dass Sie hier sind und uns aus der Patsche helfen, wo unser Inselverwalter leider im Krankenhaus liegt.« Er lächelte Liv freundlich zu. »Ich würde vorschlagen, Sie schlafen heute Nacht hier im Gasthaus, und morgen kann Sie mein Sohn

rüber zur Insel bringen.« Er überreichte ihr einen Schlüssel, an dem ein grob geschnitzter Holzanhänger mit der Zahl Fünf baumelte. »Bittschön – Ihr Zimmer. Unter uns – eines unserer schönsten«, er zwinkerte. »Bringen S' nur schnell Ihr Zeug rauf und kommen S' dann wieder runter. Ich lass Ihnen derweil eine Brotzeit herrichten. Sie haben ja sicher Hunger.«

»Danke.«

»Sie sehen übrigens auch aus, als sollten S' dringend mal was essen«, hörte sie ihn noch murmeln, während er fortging.

Nachdem Liv ihr Zimmer bezogen hatte, ging sie wieder in die Gaststube, die sich inzwischen gut gefüllt hatte. Gläserklirren, Stimmen und Lachen füllten den Raum. Am Fenster fand sie tatsächlich einen kleinen Tisch für sie hergerichtet, mit einem Krug Bier und einem Brotzeiteller mit aufgefächerten Rettichscheiben, Käse, Schinken und einem Schüsselchen voll etwas, das Liv noch nie gesehen hatte. Der Wirt persönlich kam an ihrem Tisch und stellte schwungvoll einen Korb mit knusprigem Brot und Brezn ab.

»Ich hoffe, Sie mögen echtes bayrisches Weißbier?«

Liv sah zu dem Krug; auf dem goldgelben Bier schwamm eine schöne weiße Schaumkrone. »Bestimmt.«

»Wenn Sie es bisher nicht mögen, mögen Sie es bestimmt ab jetzt«, er warf sich so stolz in die Brust, dass Liv schmunzeln musste. »Ich will mich ja nicht selber loben, aber wir haben das beste am ganzen See.«

Liv deutete auf das Schälchen mit der orangefarbenen Creme darin. »Was ist das denn?«, fragte sie.

»Obazda.«

»Wie bitte?«

»Obazda. Käse mit Zwiebeln, Butter und Paprika. Kennen S' das nicht?«

Liv schüttelte den Kopf.

Der Seewirt grinste. »Preißn aus der Hauptstadt – kein Wunder. Probieren S', ich verspreche: Es schmeckt.«

Liv bestrich eine Brotscheibe mit der zart orangefarbenen Masse und biss hinein.

»Lecker.«

Er nickte zufrieden. »Essen S' so viel Sie mögen – es gibt von allem Nachschub.« Er verabschiedete sich und ging an einen anderen Tisch, wo er sich mit den Gästen gut gelaunt in tiefstem Bayrisch unterhielt.

Liv streckte die Beine aus und sah aus dem Fenster. Gerade senkte sich die Abenddämmerung über den See und färbte den Himmel rosa. Vom Fenster aus konnte sie die Insel sehen – die einzige des Sees; ein kleiner dunkler Fleck im abendlichen Wasser, bewachsen mit hohen Bäumen. Sie wirkt so friedlich, dachte Liv. Sie konnte es kaum erwarten, dorthin zu kommen.

»Als Kind hab ich mir immer vorgestellt, das wäre eine Schatzinsel.« Johannes ließ sich von Livs Einsilbigkeit nicht beeindrucken. »Wie in den Abenteuerfilmen, verstehen Sie?«

»Ja, verstehe«, Liv sah dem Schwan nach, der langsam und majestätisch weiterpaddelte.

»Einmal hab ich trotz Verbot versucht hinüberzu-

schwimmen, aber für einen Sechsjährigen war es dann doch ein bisschen zu weit.« Er hatte ein ansteckendes Lachen.

»Was sind Sie denn von Beruf?«, fragte er dann, als sie immer noch nicht auf die Unterhaltung einging.

»Ich bin Ärztin«, antwortete sie knapp.

»Oh, wow! Ich bin beeindruckt.« Offensichtlich erwartete er nun, dass sie etwas von sich erzählte.

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir nicht reden?«, fragte Liv steif.

Johannes schien nicht beleidigt zu sein. »Klar. Wenn Ihnen das lieber ist. Wir sind sowieso gleich da.«

Geschickt steuerte er das kleine Ruderboot an den hölzernen Bootssteg der Insel heran, das einzige von außen sichtbare Zeichen, dass auf diesen grünen Flecken mit den herbstlich verfärbten dichten Baumkronen überhaupt Menschen kamen und gingen. Nun, da sie angekommen war, fühlte sich Liv doch ein wenig nervös. Sie hatte das alles überhaupt nicht durchdacht, war einfach losgefahren. Sie wusste nicht einmal, wo sie auf der Insel schlafen würde. Sie wusste nur, dass es dort eine alte Villa gab, die einmal den bayrischen Königen gehört hatte. Aber es war doch sicher unwahrscheinlich, dass der Inselverwalter darin wohnte.

Nachdem sie angelegt hatten, stand Johannes auf dem wackeligen Boot so geübt auf, als wäre es fester Boden. Er gestikuliert wild, indem er mit beiden Armen durch die Luft zum Steg hin fuchtelte und mit den Fingern ein laufendes Männchen darstellte. Liv sah ihn stirnrunzelnd an. »Wie bitte?«

Er grinste. »Tja – ich dachte, ich soll nicht mehr reden.

Sie wissen auch nicht, was Sie wollen, oder? Was ich meinte: Bitte aussteigen, wir sind da.«

»Aha«, Liv hievte sich ihre schwere Reisetasche auf die Schulter. »Sie sind anscheinend ein Scherzkeks.« Sie sprang auf den Steg, wobei sie geflissentlich Johannes' zur Hilfe ausgestreckte Hand übersah. Zu ihrer Überraschung vertäute er das Ruderboot und sprang ebenfalls an Land.

»Oh, Sie brauchen nicht mitzukommen«, wehrte sie ab. »Geben Sie mir einfach die Schlüssel. Die Insel ist ja nicht so groß, dass man sich verlaufen könnte. Ich komme bestimmt zurecht.«

»Keine Chance, schweigsame Fremde.« Er schnitt eine Grimasse. »Ich muss Ihnen doch noch die Wohnung zeigen, den Strom einschalten und sehen, ob das Wasser läuft. Aber keine Sorge, danach gehe ich.« Er streckte die Hand nach ihrer Tasche aus. »Soll ich Ihre Tasche nehmen?«

»Bayrischer Gentleman, oder wie ist das?«, sie schüttelte den Kopf. »Danke, ich schaffe das schon.«

Er zuckte die Achseln. »Okay.« Damit ging er voran, den Steg entlang und dann weiter auf einen Weg zwischen den Bäumen. Schon nach ein paar Schritten hatte ihn das Grün geradezu verschluckt. Liv seufzte. Dann gab sie sich einen Ruck und folgte ihm. Kaum war sie selbst zwischen den Bäumen eingetaucht, fühlte es sich an, als hätte sie den See und alles andere dort draußen völlig hinter sich gelassen. Das Innere der Insel mit den gepflegten Wiesen, dem großzügigen Rosengarten und der alten Villa wirkte wie eine eigene, abgeschlossene grüne Welt. Die hohen Bäume bildeten eine Art schützende Wand zwischen dem Innen und Außen, zwi-

schen der Insel und dem Rest der Welt. Es war wunderschön; ein kleines, verstecktes und überbordend grünes Paradies.

Johannes steuerte auf das einzige Gebäude der Insel neben der Villa zu; ein schlichtes kleines Haus mit rustikal gemauertem Giebel, das am Rand des Rosengartens stand. Es war in einem freundlichen Vanilleton gestrichen. Holz und weiß lackierte Sprossenfenster gaben dem Haus einen gemütlichen, altmodischen Anstrich. »Das war früher das Gärtnerhaus«, erklärte er Liv, während er nach dem Schlüssel kramte und damit die Tür aufschloss. »Heute ist im Erdgeschoss der Museumsshop für die Sommertouristen. Und oben wohnt der Inselverwalter – also zurzeit Sie.« Er stieg ihr voran die schmale Treppe nach oben und öffnete dort die Wohnungstür. »Bitte einzutreten – still und einsam, genau so, wie Sie es mögen.«

Liv übergang seine Stichelei. Mit ein wenig Herzklopfen trat sie in ihr neues Reich und sah sich um. Die Wohnung war nicht groß und recht einfach eingerichtet, strahlte aber eine bescheidene Geborgenheit aus. Es war unverkennbar, dass hier ein Gärtner wohnte. In den Bücherregalen reihten sich neben ein paar in die Jahre gekommenen Büchern über bayrische Geschichte vor allem eine unglaubliche Menge Bücher über Gartenpflege aneinander, und an den Wänden hingen hübsche alte Drucke von historischen Rosenpflanzen. Im Wohnzimmer gab es sogar einen gerahmten alten Gartenplan der Insel; der Unterschrift in geschwungenen Buchstaben nach zu urteilen, stammte er aus dem 19. Jahr-

hundert. Daneben hing ein Foto, das einen Mann in Gärtnerkleidung stolz strahlend zwischen Rosenbüschen zeigte.

»Ist das dort der wirkliche Verwalter?«, fragte Liv und zeigte darauf.

Johannes nickte. »Ja, das ist Paul. Er liebt seine Rosen. Bestimmt vermisst er die gerade am meisten.«

»Was ist denn passiert, dass er ins Krankenhaus musste?«

»Er ist von der Leiter gefallen, als er den Pavillon drüben am Südufer neu streichen wollte. Wie ich als Laie sagen würde: Er hat sich dabei so ziemlich alles gebrochen, was man sich brechen kann.«

»Autsch.« Liv musterte den Mann auf dem Foto. Er mochte um die sechzig sein, mit schon ergrauten Haaren und einem herzlichen Funkeln in den Augen. Währenddessen war Johannes irgendwo verschwunden. Ein paar Minuten später rauschte Wasser, und die Lichter in der Wohnung flammten auf. »Alles okay«, rief er. »Wasser und Strom haben Sie jedenfalls.«

»Gut, danke.« Liv hatte eines der quadratischen Fenster geöffnet; die warme herbstliche Nachmittagsluft strömte in das Wohnzimmer. Sie musterte den grünen, etwas abgewetzten Ohrensessel, die altmodische kleine Lampe auf dem Tisch, den in die Jahre gekommenen Fernseher. Alles war sauber und ordentlich, wenn es auch ein wenig aus der Zeit gefallen wirkte.

Johannes tauchte wieder auf. »Na, sind Sie mit allem zufrieden?«

Liv nickte. »Ich denke schon.«

»Gut«, Johannes sah sich suchend um. »Irgendwo sollte auch noch eine Liste für Sie liegen mit den Dingen, die in den nächsten Wochen im Garten zu erledigen sind.« Er unterbrach sich. »Sagen Sie, haben Sie eigentlich als Ärztin überhaupt Ahnung vom Gärtnern?«

»Nein«, gab Liv zu und machte sich nun selbst auf die Suche nach der Liste, »aber ich dachte, dass es so schwer wohl nicht sein kann. Wenigstens für ein paar Wochen Vertretung. Und muss man im Herbst nicht ohnehin im Garten kaum noch etwas tun?«

In der kleinen Küche wurde sie fündig. Am Kühl-schrank, festgepinnt mit einem Magneten in der Form Bayerns, hing ein eng beschriebenes Blatt Papier mit der Überschrift »Für meine Vertretung«.

»Ich hab's«, Liv nahm es ab und hielt es in Luft. »Danke, ich komme jetzt wirklich zurecht.«

Johannes zögerte noch. »Am Steg liegt Pauls Ruderboot«, sagte er. »Damit kommen Sie von der Insel weg. Soll ich Ihnen nicht vielleicht zeigen, wie das funktioniert?«

»Ich will hier gar nicht weg«, gab sie zurück.

Johannes hob feixend die Hände. »Okay, okay. Ich verstehe schon – ich lasse Ihnen jetzt Ihre Ruhe. Aber ich komme morgen wie verabredet wieder und bringe Ihnen die Lebensmittel, die Sie bestellt haben, und die Post.«

»Okay. Bis morgen.«

Mit einem letzten Blick, den sie nicht richtig deuten konnte, verabschiedete er sich. Liv konnte durch die offenen Fenster hören, wie sich seine Schritte auf dem Kiesweg ent-

fernten. Schließlich war es vollkommen still. Endlich war sie allein.

Liv beschloss, zuerst ihre Reisetasche auszupacken. Sie schleppte sie in das Schlafzimmer am Ende des Flurs. Auch hier war alles schlicht und pragmatisch eingerichtet – ein schmales Bett, ein einfacher Nachttisch, ein Kleiderschrank. Mehr gab es nicht. Liv verstaute Jeans, Pullover und T-Shirts im Schrank, dazu ihre Sportkleidung und eine warme Jacke, die sie für kühlere Tage mitgenommen hatte. Neben dem Schrank reihte sie Sportschuhe und ein Paar Gummistiefel auf.

Ganz zu unterst in der Reisetasche kamen ein Malblock und ihr kleiner Aquarellkasten zum Vorschein. Liv hatte beides in der Hoffnung eingepackt, hier vielleicht wieder einmal zu malen. Seit sieben Wochen hatte sie es nicht über sich gebracht, auch nur einen einzigen Pinselstrich zu tun. Nun verstaute sie Block und Farben in der Nachttischschublade.

Dann sah sie sich zufrieden um. Die erste Arbeit war getan, nun konnte sie sich auf der Insel ein wenig umsehen. Als sie im Sonnenschein vor dem Gärtnerhaus stand, atmete sie tief durch. Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft machte sie sich richtig bewusst, dass sie hier wirklich alleine war – der einzige Mensch auf einer einsamen Insel. Der Unterschied zum großen, lauten, quirligen Berlin konnte nicht größer sein.

Wenn ich hier keine Ruhe finde, dachte sie, wo dann?

Der Rosengarten der Insel war ellipsenförmig angelegt. Während Liv über die Kieswege zwischen den Beeten ging, konnte sie die Pracht, die der Garten im Sommer gehabt haben musste, noch erahnen. Zwar waren jetzt, Anfang Oktober, die meisten Rosen schon verblüht, aber ein paar Sorten hielten dem Herbst noch mit samtigen Blüten und zartem Duft stand. Wie unglaublich musste der Garten vor ein paar Monaten noch geduftet haben, als alles blühte?

Das Zentrum des Rosengartens bildete eine Säule, die irisierend in der Sonne glänzte. Als Liv näher kam, stellte sie erstaunt fest, dass sie aus gefärbtem Glas bestand. Auf ihrer Spitze stand die goldene Figur. Liv blinzelte gegen die Sonne zu ihr hinauf; es war ein Mädchen, das einen Vogel auf den Schultern balancierte und ihn fütterte.

In gerader Linie zum Zentrum des Gartens stand die alte Villa. Liv betrachtete sie. Wenn sie ehrlich war, hatte sie sich eine Villa der bayrischen Königsfamilie anders vorgestellt, prächtig, mit Schnörkeln und Marmorsäulen. Nichts davon war zu sehen. Das Haus war hübsch und alt, aber nicht protzig. Die Wände waren in einem zarten Aprikosenton gestrichen; zum Garten hin öffnete sich eine Veranda aus kunstvoll geschnitztem Holz. Die lang gestreckten Fenster im Obergeschoss blitzten in der Sonne. Auf der Südseite gab es eine flache Freitreppe aus hellem Stein und eine ebensolche Terrasse. Elegante große Steinvasen thronten auf deren Balustrade, die wohl von Paul bepflanzt worden waren. Von hier aus bot die Villa ein anderes Bild; es gab mehrere Giebel und einen schmalen Turm, ein Holzbalkon schwebte über dem Eingang. An der äußeren Wand des

Turms war ein Gemälde mit eigenem kleinen Dach angebracht. Es zeigte zwei Frauen mit Blumenkränzen im langen Haar. Sie saßen auf einem Felsen im Wasser, ihre üppigen Körper nur höchst halbherzig mit feinen Tüchern verhüllt. Eine der beiden hielt einen zahmen Seevogel auf der Hand. Schon wieder Frauen und Vögel, dachte Liv – zuerst das Mädchen auf der Säule und jetzt dieses Gemälde. Sie musterte die verschlossenen Türen der Villa. Es juckte sie in den Fingern, Pauls Schlüsselbund zu holen und sich auch im Inneren umzusehen. Andererseits – »nicht gleich alle Highlights am ersten Tag verbraten«, murmelte sie sich selbst zu. Morgen würde sie sich die Villa vornehmen, für heute reichte es, wenn sie die Insel selbst erkundete.

Darum folgte sie nun dem Pfad, der von der Villa weg zwischen Wiesen und Bäume führte. Abseits des Rosengartens erinnerte die Insel an einen alten Park mit Wiesen und hohen Bäumen, Parkbänken und Aussichtspunkten. Ab und zu rankte sich an einem der Bäume eine Kletterrose empor und erinnerte Liv daran, wo sie sich befand. Die Roseninsel machte ihrem Namen alle Ehre.

Mit jedem Schritt tauchte sie weiter in die stille grüne Welt der Insel ein. Die Bäume mit ihrem herbstlich bunten Laub waren über die Jahrhunderte so hoch gewachsen, dass sie an manchen Stellen fast ein Dach über ihr bildeten. Es mischten sich Buchen und Eichen mit exotischen Nadelbäumen, die so gar nicht an Bayern erinnerten. Irgendjemand musste sie einmal mit hierhergebracht haben.

Liv kam zu einem Aussichtspunkt am Wasser. Der Inselpark öffnete sich hier zu einem mehreckigen Pavillon. Von

hier aus konnte man wunderbar über den See schauen. Liv erinnerte sich an das, was Johannes über Pauls Unfall erzählt hatte. Er musste hier am Pavillon passiert sein. Tatsächlich sahen einige der Pfeiler, die das Dach trugen, frisch gestrichen aus.

Liv setzte sich auf eine der Parkbänke unter dem Pavillon und sah hinaus aufs Wasser. Drüben, am gegenüberliegenden Ufer des Sees, weit über dem Wasser, zogen sich lang gestreckte flache Hügel, hier und da lag ein Dorf. Die Sonne ging inzwischen langsam unter, der Himmel hatte sich schon zartrot gefärbt. Eine wunderschöne Stimmung lag über dem See. Das Wasser war ganz still, nur ein einziger Angler war noch weit draußen auf seinem Ruderboot unterwegs, seine beinahe regungslose Silhouette mit der emporgereckten Angel hob sich gegen den Abendhimmel ab. Liv beobachtete, wie der Angler seine Angel einholte und erneut auswarf, dann verharrte er wieder. Nach einer Weile war es ihr, als würde sich sein geduldiges Warten auf sie selbst übertragen. So saßen sie beide da – er in seinem Boot auf dem Wasser, sie auf der Parkbank auf ihrer einsamen Insel. Niemand, der ihr über den Weg laufen würde, niemand, der sie zu etwas überreden wollte, niemand, der ihr gut gemeinte Ratschläge gab oder der Ansicht war, dass sie endlich einfach wieder fröhlich sein sollte. Keine Stimmen von draußen, wenn sie nachts bei geöffnetem Fenster im Bett lag, keine Nachbarn, keine Freunde, keine Familie. Liv war wirklich und wahrhaftig allein.

Später, in der Nacht, fand sie keinen Schlaf. Daran war sie

inzwischen gewöhnt; seit sie die Bilder mit sich herum-schleppte, sie in ihrem Kopf ständig ungebeten auftauch-ten, schlief sie schlecht. Auch jetzt lag sie hellwach im Bett, aber trotzdem war etwas anders als sonst. Sie sah in das schlichte, ungewohnte Schlafzimmer, in das das Mondlicht fiel. Schließlich schlug sie die Decke zurück, stand auf und ging zum Fenster. Draußen war alles still und friedlich. Der Mond stand am Himmel, die Nacht war sternenklar, und silbriges Licht hatte den Rosengarten vor dem Fenster voll-kommen übergossen. Das Mädchen mit dem Vogel, drüben auf seiner Säule, schien in diesem Licht geradezu lebendig zu sein. Liv öffnete das Fenster. Kühle Nachtluft strömte ins Zimmer, sie hörte das Rauschen und Wispern der Bäume auf der Insel. Diese Nacht sah so ganz anders aus als die Nächte in Berlin. Nirgends gab es am Ufer eine größere Stadt, deren Licht die Nacht heller gemacht hätte. So müssen die Nächte früher ausgesehen haben, dachte Liv, vor hundert Jahren vielleicht. Von Weitem hörte sie das Geräusch von Wasser, das sanft ans Ufer schlug. Sie atmete tief ein. Es war die rich-tige Entscheidung gewesen, hierherzukommen, dachte sie, absolut richtig. Sie hatte nicht mehr so weitermachen kön-nen wie bisher. Und vielleicht, vielleicht verließen sie hier die Bilder endlich.

Sie ließ das Fenster offen, zog die Vorhänge vor und kroch zurück ins Bett. Endlich fand sie in den Schlaf – und zu ihrer Erleichterung war er traumlos.

Als Liv am nächsten Morgen aufwachte, schien die Sonne freundlich durch das geöffnete Fenster. Nachdem sie ein

paar Minuten einfach nur dagelegen hatte und langsam wach wurde, raffte sie sich auf und ging barfuß hinüber in die kleine Küche. Sie fand die Dose mit Pauls Kaffeepulver und löffelte eine großzügige Portion davon in die altmodische Filtermaschine. Während das Wasser gurgelnd zu kochen begann, stellte Liv überrascht fest, dass sie Hunger hatte. Gewöhnlich aß sie morgens nichts, dazu hatte sie gar keine Zeit vor der Arbeit. Und ausgerechnet jetzt, wo sie noch nichts im Haus hatte, knurrte ihr plötzlich der Magen. »Verdammt«, murmelte sie. Johannes würde erst mittags mit den bestellten Lebensmitteln kommen. Sie selbst hatte gestern noch ziemlich schroff gesagt, dass ihr das reichen würde, da sie sowieso kaum Appetit hatte. Aber nun hatte sie Hunger – vielleicht lag es an der frischen Seeluft.

Probehalber, aber eigentlich ohne Hoffnung, öffnete sie den Kühlschrank – und riss erstaunt die Augen auf. Dort, im obersten Regal, stand ein frisches Glas Marmelade, daneben ein Päckchen Butter und eine kleine Glasflasche Milch. An der Marmelade klebte ein Notizzettel. »Guten Morgen«, las Liv, »nur für alle Fälle. Johannes. PS: Toast und Toaster gibt es im linken Küchenschrank.«

Liv schüttelte den Kopf. Wann hatte Johannes denn das überhaupt hereingeschmuggelt? Egal, wie er es angestellt hatte, sie war froh darüber. Die Marmelade sah großartig aus, und tatsächlich fand Liv hinter der entsprechenden Schranktür einen etwas in die Jahre gekommenen Toaster und eine nagelneue Packung Frühstückstoast.

Bald saß Liv mit Marmeladentost und einer großen Tasse Kaffee an Pauls kleinem Gartentisch neben dem Gärt-

nerhaus. Sie trug dabei immer noch ihren Schlafanzug, die Haare nachlässig zum Knoten gebunden und an den Füßen Flipflops – warum auch nicht, hier gab es niemanden, der sich daran stören konnte. »Hmmm«, machte sie unwillkürlich, als sie in die erste Toastscheibe biss. Die Marmelade schmeckte und duftete, als sei ein ganzes Erdbeerfeld in das kleine Glas gebannt worden. Sie trug kein Etikett, musste also selbst gemacht sein. Liv kleckste eine große Portion davon auf die zweite Toastscheibe und dachte dabei an die Morgen, die sie in Berlin in der letzten Zeit gehabt hatte – schlechte Morgen, wie gerädert aus schrecklichen Träumen geschreckt, dann nur todmüde einen Kaffee getrunken und los in die Klinik. Die Klinik ... Liv sah auf die Uhr. Es war noch nicht ganz halb neun. In ihrem richtigen Leben wäre sie schon mindestens seit einer Stunde in der Notaufnahme, würde versuchen, den Patienten gerecht zu werden, und sich gleichzeitig fühlen wie auf Watte. Sie hatte in den letzten Wochen völlig neben sich gestanden.

Liv stopfte sich den letzten Bissen in den Mund, streckte die Beine auf den grünen Rasen aus und lehnte den Kopf an die alten rauen Steine der Hauswand. Nicht mehr so viel nachdenken, Liv, sagte sie zu sich selbst, nicht mehr grübeln – du bist doch hier, um Ruhe zu finden.

Nach dem Frühstück trug sie das Geschirr in die kleine Wohnung zurück und wusch es ab, dann duschte sie und zog sich an. Gerade als sie im Flur in ihre Schuhe schlüpfen wollte, klingelte ihr Handy. Es war ein merkwürdiges Geräusch in dieser Stille der Insel; das schrille Klingeln schien die Luft geradezu zu zerreißen. Liv nahm ab.

»Hallo?«

»Liv, ich bin es.« Die Stimme ihrer Schwester Anni war unverkennbar. Sie sprudelte sofort los. »Hör zu – ich habe jetzt endlich eine Idee für Noahs Geburtstagsgeschenk.«

Noah war Annis ältester Sohn und Livs Patenkind.

Liv klemmte sich das Handy zwischen Ohr und Schulter, während sie sich die Schnürsenkel band. »Aha? Und zwar?«

»Er will doch schon so lange ein Piratenbett. Du weißt schon, irgendeines, das aussieht wie ein Schiff – aber das man später, wenn er größer ist, am besten in ein Bett verwandeln kann, das nicht nach Kindergarten aussieht.«

»Mhm«, Liv nahm das Handy wieder in die Hand, richtete sich auf und schnitt sich selbst im Flurspiegel eine Grimasse. Unglaublich, welche Sorgen meine Schwester hat, dachte sie nicht zum ersten Mal. Anni führte ein Bilderbuchfamilienleben mit einer sehr erwachsenen Wohnung in Friedrichshain, zwei Kindern und einer Karriere in einer PR-Agentur, wo sie auch ihren Mann kennengelernt hatte. Ihre beiden Leben waren so unglaublich unterschiedlich, dass Liv sich manchmal wunderte, wie sie überhaupt Schwestern sein konnten.

»Ein Piratenbett also«, wiederholte sie nun.

»Ja. Wie wäre das – wir legen zusammen, wir und du, und dann kriegt er es von uns allen. Ich frage auch noch Mama und Papa, ob sie mitmachen wollen. Aber so wie ich Mama kenne, hat sie sowieso schon fünf Geschenke für ihn.«

Liv grinste. Damit hatte Anni vermutlich recht. »Was willst du denn – das Verwöhnen ist doch praktisch die

Pflicht der Großeltern«, verteidigte sich ihre Mutter jedes Mal stoisch, wenn Anni dieses Thema anschnitt.

»Wo bist du eigentlich?«, fragte ihre Schwester in diesem Moment. »Die Verbindung rauscht so. Die Charité ist wirklich ein Funkloch.«

Liv betrachtete sich immer noch im Spiegel. Ihre Haare hatte sie zu einem praktischen Pferdeschwanz gebunden, und ein paar Sommersprossen verteilten sich um ihre Nase, aber nichts konnte darüber hinwegtäuschen, dass sie blass aussah und abgenommen hatte. Ich sehe aus wie ein Gespenst, dachte sie. Laut sagte sie: »Ich bin in Bayern. Hat dir Mama nichts erzählt?«

»Nein. Sie hat zwar angerufen, aber wir verpassen uns seit Tagen ständig. Noah war diese Woche auf drei Kindergeburtstagen, und Sophie hat seit Neuestem Reitstunden.«
»Mit drei?«

»Man soll früh anfangen, habe ich gelesen.« Anni kam zum Thema zurück. »Was willst du denn in Bayern? Machst du Urlaub?«

»Nicht direkt«, antwortete Liv gedehnt. Sie erklärte in kurzen Worten, wo sie war und warum.

»Du spielst Babysitterin für eine Insel?«, fragte ihre Schwester ungläubig, als sie geendet hatte.

»Ja, so könnte man es sagen. Ich musste einfach mal raus.«

Kurz blieb es am anderen Ende der Leitung still, dann fing Anni mit besorgter Stimme an: »Liv, ist das immer noch wegen ... Ich verstehe ja, dass es schrecklich war, aber du musst darüber wegkommen und ...«

Liv ließ sie nicht ausreden. Sie schnitt sich selbst eine Grimasse im Spiegel. »Sorry, ich muss aufhören. Ich hab zu tun. Ach ja, und bei dem Geschenk bin ich dabei.«

Sie legte schnell auf. Dann sah sie sich unschlüssig um. Es war eigentlich nur eine Ausrede gewesen, dass sie zu tun hatte. Allerdings war da noch Pauls Liste am Kühlschrank. Sie konnte genauso gut gleich mit der Arbeit anfangen, es würde sie von allem anderen ablenken.

Mit dem dicht beschriebenen Blatt Papier setzte sie sich im Wohnzimmer auf den alten grünen Ohrensessel.

»Liebe/r Krankheitsvertreter«, las sie in einer etwas unordentlichen Männerhandschrift, »danke, dass Sie auf meine Insel und meine Rosen aufpassen, solange ich weg bin. Ich hoffe, Sie fühlen sich auf der Insel und in meiner Wohnung wohl (kleiner Tipp: Den Stühlen am Esstisch ist nicht immer zu trauen, und mit der Kaffeemaschine muss man geduldig sein).« Liv warf einen Blick hinüber zu dem kleinen Tisch mit den hölzernen Stühlen, die antik und in der Tat etwas wackelig wirkten.

»Die Stille auf der Insel kann am Anfang ein kleiner Schock sein, aber man gewöhnt sich schnell daran. Sie werden sehen, es ist ein wunderbarer Ort. Im Herbst kommen keine Touristen mehr, also gibt es auch nicht mehr so viele Aufgaben. Einige können allerdings nicht warten, bis ich wiederkomme; ich habe sie für Sie aufgelistet. Bei Fragen – schauen Sie ins Bücherregal, das meiste meines Wissens habe ich auch von dort.« Liv sah auf zu dem Regal voller Gartenbücher. Mindestens die Hälfte beschäftigte sich mit Rosen. »Das werde ich wohl müssen«, murmelte sie, »ich habe

von Rosen keine Ahnung.« Dann beugte sie sich wieder über Pauls Brief und überflog die Liste.

»Laub rechnen«, war der erste Punkt. Liv war erleichtert, das klang nicht kompliziert, genauso wenig wie die Anweisung, jeden Tag in der Villa nach dem Rechten zu sehen, zu lüften und die Veranda sauber zu halten. Bei den Aufgaben im Rosengarten wurde es schwieriger.

»Rosen für den Herbst zurückschneiden«, war hier der erste Punkt, allerdings hatte Paul dahinter fürsorglich einen Buchtitel geschrieben und »Da steht alles drin« dazugekritzelt. Es folgte eine weitere Aufgabenliste für die Rosenbeete, die mit »Rosen winterfest in Jute verpacken« endete. Es gab noch ein PS, das, weil Paul es auf dem letzten verbleibenden Platz auf dem Blatt hatte unterbringen müssen, nur schwer lesbar war.

»Alles, was Sie brauchen, finden Sie in der Gartenkammer hinter dem Haus« entzifferte Liv schließlich, »inklusive meines Gartenkühlschranks, in dem kühles Bier bereitsteht. Bedienen Sie sich.« Dann, noch kleiner, »Falls etwas kaputtgeht – hoffentlich nicht –, hier anrufen.« Eine Festnetznummer mit der Ortsvorwahl von Feldafing, dem Dorf am nahe liegenden Ufer, folgte.

»Eine schöne Zeit auf der Roseninsel« und ein etwas ungelinker Smiley beendeten Pauls Brief.

Livs Augen wanderten wieder zurück zu einem der ersten Punkte. »Villa in Ordnung halten, jeden Tag dort nach dem Rechten sehen.« Damit würde sie anfangen.

Die Villa stand stolz in der Morgensonne, als Liv mit Pauls

Schlüssel in der Hand durch den Rosengarten zu ihr hinüberlief. Sie war wirklich gespannt auf das Haus; schnell nahm sie die paar Stufen hinauf zu der holzgeschnitzten Veranda und stutzte. Von Weitem hatte sie es bisher nicht bemerkt, aber die Wandflächen zur Veranda hin zeigten Bilder in warmen Erdtönen, die an antike römische Wandmaleereien erinnerten. Da kniete ein halb nackter Mann vor einem Adler, auf der gegenüberliegenden Seite war eine Frau in einer Toga und mit einem blütenweißen Schwan zu sehen. Über der Tür zogen sich geschnörkelte Girlanden dahin, und kleine Wassermänner hoben den Dreizack, um gegen schlangenartige Ungeheuer zu kämpfen. Dazu passend war der Boden der Veranda mit Mosaikfliesen ausgelegt. Nichts davon hatte Liv in einem Haus auf einer Insel im Starnberger See erwartet. »Merkwürdig«, murmelte sie. »Ich dachte, ich bin hier in Bayern.«

Neugierig steckte sie nun den Schlüssel mit der kunstvoll geschmiedeten Rose ins Schloss, und zu ihrer Überraschung öffneten sich die beiden Flügel der Tür leicht. Liv hatte erwartet, dass eine jahrhundertealte Tür klemmen und ächzen musste, aber diese sprang einfach auf. Der Raum dahinter begrüßte Liv mit kühler, staubiger Luft, die sich nun schnell mit der frischen, warmen vom Rosengarten her hineinströmenden mischte. »Wow.« Beinahe ehrfürchtig trat sie ein. Solche Häuser kannte sie bisher nur als Museum oder als öffentliche Gebäude, irgendwelche Verwaltungen vielleicht, bevölkert von vielen Leuten. Noch nie war sie mit so einer alten, leeren Villa allein gewesen. Sie stand in einem rechteckigen Saal mit altem Parkett und Wänden, die in

einem zarten, antik wirkenden Grünblau gestrichen waren. Auch hier gab es Malereien; junge Männer schwebten mit Harfen an den Wänden, es gab wieder Frauen mit Schwänen und kunstvolle Bordüren, die sich golden über die Wände zogen. An der Stirnseite des Raumes war ein Kamin elegant in weißes Porzellan gefasst, das sich in feine Muster verästelte. Liv fühlte sich sofort wohl in diesem Saal. Obwohl er fast vollständig leer war, hatte sie den Eindruck, dass er etwas Lebendiges und Warmes an sich hatte.

Interessiert betrachtete Liv die beiden einzigen Einrichtungsgegenstände, wenn man sie überhaupt so nennen konnte. Sie bestanden aus zwei weißen Büsten auf hohen Sockeln, eine männliche und eine weibliche. Die Frau gefiel Liv besonders gut; sie besaß ein fein modelliertes Gesicht, ihre Haare verschlangen sich zu einer komplizierten Frisur, und sie trug ein fein angedeutetes Gewand, das der Bildhauer in hauchdünnen steinernen Falten über ihre mädchenhaften Schultern hatte fließen lassen. Liv beugte sich so, dass sie der Frau in die steinernen Augen sehen konnte. Hatte sie einmal hier gelebt? Beinahe sah sie sie in einem Prinzessinnenkleid am Fenster stehen und hinaus auf den Garten sehen, während in dem porzellanweißen Kamin ein Feuer prasselte. Oh Gott, Liv, deine Fantasie geht mit dir durch, dachte sie und schüttelte über sich selbst den Kopf.

Sie riss sich von dem Kunstwerk los und ging neugierig weiter, um den Rest der Villa zu entdecken. Vom Gartensaal gelangte sie nun in ein kühles, dämmriges Treppenhaus. Das Haus wirkte hier, als läge es schon im Winterschlaf. Eine geschwungene Wendeltreppe führte von hier ins obere

Stockwerk. Liv stieg gespannt hinauf. Ihre Schritte hallten dabei von den Wänden des leeren Hauses wider, und unwillkürlich begann sie, auf Zehenspitzen zu gehen, als gäbe es in der verlassenen Villa jemanden, den sie stören könnte.

Das erste Zimmer, das Liv oben angekommen betrat, enttäuschte sie ein wenig. Es war so schlicht eingerichtet, dass man kaum glauben mochte, in einer königlichen Villa zu sein. Ein schmales Bett stand dort, die Wände waren schlicht weiß. Vor dem Fenster ein antiker kleiner Schreibtisch, der dazu passende Stuhl etwas schräg, als sei er gerade erst zurückgeschoben worden. Ein Tintenfass stand auf dem Tisch, darin ein weißer Federkiel. Man konnte sich vorstellen, wie hier jemand gesessen und geschrieben hatte. Durch die Fenster fiel helles Tageslicht, gemischt mit dem Grün, Orange und Gelb der alten Bäume im Park, der sich davor ausbreitete.

Dieser Eindruck von stiller, schlichter Bescheidenheit war im Nebenraum sofort verschwunden. Plötzlich fand Liv sich in einem großen Saal wieder und drehte sich staunend um die eigene Achse. War der Saal im Erdgeschoss von zurückhaltender Eleganz gewesen, war dieser hier nun auf merkwürdige Art prächtig. Die Wände und Decken waren zwar aus Holz, aber überall blitzten und glitzerten vergoldete Stellen; ringsum unter der Decke verteilten sich geflügelte Figuren, die stumm auf Liv hinuntersahen und geradezu über den Raum zu wachen schienen. Der Kamin war noch eindrucksvoller. Er war ebenfalls mit Porzellan eingrahmt, aber hier trugen halbnackte männliche Skulpturen den Kaminaufsatz. Ihre Porzellanhaut glänzte elfenbeinfar-

ben im Licht, das durch die Fenster hineinfiel. Im Gegensatz zum ersten Saal war dieser hier nicht leer. In der Mitte des Raums stand ein Glaskasten mit einem Modell der Insel. Liv dachte ihn sich weg. Stattdessen malte sie sich aus, wie dieser Saal wohl gewesen sein mochte, als Bayern noch ein Königreich gewesen war. Bestimmt hatten hier Bälle stattgefunden. Damen in prächtigen Ballkleidern, Männer im Frack und livrierte Diener. Dort in der Ecke vielleicht die Tanzkapelle, die die ganze Nacht hindurch spielte, und in der Mitte der Tanzfläche König und Königin ... Liv hörte geradezu die Musik, das Lachen, das Gläserklirren, als sie an eines der hohen Fenster trat. Sie sah hinaus auf die Insel. Das Leben hier musste doch damals herrlich gewesen sein! Gedankenverloren sah sie zwischen den Baumwipfeln auf den See und bis hinüber zu den hohen Alpen am Horizont. Die Aussicht war wunderschön. Genau so, wie man sich Bayern vorstellte.

Erst als Liv eine Bewegung zwischen den Bäumen wahrnahm, kam sie wieder in der Realität an. Dort war jemand – und er schien schwer an etwas zu schleppen. Es war Johannes. Schon hatte er sie am Fenster entdeckt, stellte seine Last ab und winkte ihr zu. Jetzt schon? Liv riss sich nur widerwillig von ihrem feudalen Aussichtsposten los und ging ihm entgegen.

»Hey, na, wie war Ihre erste Nacht auf der Insel?«, fragte Johannes, als Liv draußen im Sonnenschein ankam. »War es seltsam, so alleine hier?«

»Überhaupt nicht. Ich habe mir die Sterne angesehen.«

»Sind die hier anders als in Berlin?« Wieder fiel ihr seine schiefe Nase auf. Er war nicht im eigentlichen Sinn attraktiv, aber konnte wohl trotzdem anziehend wirken. Wie alt er wohl war? Sie schätzte ihn auf Ende zwanzig; nur wenig jünger als sie selbst.

Laut sagte sie: »Ich glaube, sie sind ein bisschen heller – oder die Nacht ist hier in der bayrischen Provinz einfach dunkler.« Sie deutete auf die Kiste, die er vor sich abgestellt hatte. »Sind das meine Sachen?«

Er nickte. »Ja, tut mir leid, dass ich früher dran bin als abgesprochen. Ich habe später noch einen Segelkurs.« Er nahm die Kiste wieder auf und schleppte sie den Rest des Weges zum Gärtnerhaus; Liv folgte ihm. Ächzend stellte er seine Last dort ab. »Was zum Teufel haben Sie denn da alles bestellt?«, fragte er schnaufend. »Das fühlt sich an, als wäre ein ganzer Elefant drin.«

»Klar, meine Leibspeise«, Liv schnitt eine Grimasse. »Mit einem Zentner Kartoffeln dazu.«

Er musterte ihre schlanke, fast zu schlanke, sportliche Figur. »Ach ja, und wo lassen Sie das alles? Sie sehen aus, als könnten sie mal ein paar Zentner Kartoffeln vertragen.«

Liv ging nicht darauf ein. Stattdessen klappte sie den Deckel der Kiste auf. Prüfend glitt ihr Blick über den Inhalt. Gemüse, Obst, Nudeln, Reis, Mehl – tatsächlich auch ein kleines Netz Kartoffeln, Milch, Eier, Honig und ein paar Tafeln Schokolade. Es war alles da, was sie bestellt hatte.

»Und – vollständig?«

Sie nickte.

»Ach ja ...«, er kramte in seiner Jackentasche. »Hier, be-

vor ich es vergesse – es kam schon Post für Sie an.« Er reichte ihr zwei Briefumschläge und eine Postkarte. »Der Nachsendeantrag scheint also zu funktionieren.«

Liv sah die Post durch. Die Karte kam von einer Freundin, die gerade durch Südamerika reiste. Der erste der beiden Briefe kam von ... Sie stutzte – »Der ist ja von hier.«

»Tja«, er grinste, »hat sich wohl schon rumgesprachen, dass Sie hier sind. Der Bürgermeister heißt Sie bestimmt willkommen.«

»Hm.« Der zweite Brief, das verriet schon der Absendestempel, war eine Einladung zu dem Ärztekongress, an dem sie jedes Jahr teilnahm. Sie legte ihn schnell beiseite.

»Danke«, sagte sie. »Also sehen wir uns dann bei der nächsten Lieferung.«

Johannes grinste. »Schon klar, Sie wollen mich wieder runter von der Insel haben, ich weiß. Aber noch eine Frage: Wie fanden Sie denn die Marmelade?«

Liv wurde rot. Wahrscheinlich hielt er sie für ein Biest, weil sie so abweisend war, obwohl er ihr Frühstück bereitgestellt hatte. »Die war gut, danke.«

»Das hört der Marmeladenkoch gern«, er deutete eine augenzwinkernde Verbeugung an.

»Sie haben die gemacht?«

»Klar. Ich bin Wirtssohn – ich koche alles, was ich zwischen die Finger kriege.« Er lachte. Offensichtlich ließ er sich von ihrer ruppigen Art nicht die Laune verderben. »Wollen Sie wissen, wie ich meine Marmeladenkreation genannt habe?«

Sie sah ihn fragend an.

»Der ›Rubin von Bayern‹.«

Nun musste sie doch lachen. »Ein großer Name für eine Erdbeermarmelade.«

»Nicht für diese.« Es entstand eine Pause.

»Okay«, sagte sie noch einmal. »Dann danke, auch für den ›Rubin von Bayern‹.«

»Soll ich Ihnen nicht lieber noch die Kiste in die Wohnung tragen?« fragte er.

»Nein, kein Problem«, wehrte Liv ab. »Das wird schon gehen.«

Kurz zögerte er, dann nickte er ihr zu. »Dann servus.«

»Ja ... servus.«

Er drehte sich um und ging zwischen den Bäumen zurück zum Bootssteg. Ein paar Minuten später hörte sie die gleichmäßigen Ruderschläge auf dem Wasser.

Die Kiste mit den Lebensmitteln stellte sich tatsächlich als sehr schwer heraus. »Kleiner Elefant«, schnaufte Liv, während sie sich damit abmühte, sie die Treppe hinauf in die Gärtnerwohnung zu schleppen, »könnte tatsächlich sein.«

Schließlich gab sie auf und trug den Inhalt der Kiste einzeln nach oben. Nachdem alles in der Küche verstaut war, war es nun Zeit, endlich mit den ersten Gartenarbeiten anzufangen.

In dem kleinen Geräteraum auf der Rückseite des Gärtnerhauses fand Liv, so wie Paul es beschrieben hatte, tatsächlich alles, was sie brauchte. Sauber und aufgeräumt hingen dort Rechen, Schaufeln und Besen verschiedener Größe an

der Wand, in den Regalen waren Rosendünger, Gartenscheren, Eimer und andere Dinge verstaut und gewissenhaft beschriftet. An einer Wand reihten sich grüne Gießkannen, und neben dem erwähnten Kühlschrank, auf dem ein selbst gebasteltes Schild mit der Aufschrift »Pauls Biergarten« prangte, stand ein professioneller fahrbarer Rasenmäher. Liv suchte sich einen Rechen mit breiten Zinken und beschloss, zunächst dem Laub, das sich in Pauls Abwesenheit der letzten Wochen überall auf der Insel auf die Rasenflächen und Wege gelegt hatte, zu Leibe zu rücken – dazu brauchte sie wenigstens kein Gartenbuch; wie man Laub zusammenreichte, konnte sie sich vorstellen. Sie fand sogar noch ein Paar passende Handschuhe und eine grüne Schürze, dieselbe, die Paul auf dem Foto in seiner Wohnung getragen hatte. Damit fühlte sie sich tatsächlich beinahe wie eine richtige Gärtnerin, auch wenn die paar Nachmittage im Berliner Schrebergarten ihrer Tante ihre einzige Erfahrung in dieser Richtung waren – und damals hatte sie vor allem Blumen gepflückt und Himbeeren genascht.

Liv begann mit der Wiese neben dem Gärtnerhaus, rechte dort das Laub zu kleinen Haufen zusammen und trug es nach und nach Pauls Anweisungen entsprechend zu dem Kompost hinterm Haus. Die Arbeit wirkte zuerst leicht, wurde aber bald anstrengend, und Hände und Arme taten ihr weh. Trotzdem machte es ihr Spaß. Die Vögel zwitscherten in den Bäumen, die Sonnenstrahlen wärmten sie, die Luft roch nach Erde und Herbst. Wenn mich meine Freunde so sehen würden, dachte Liv belustigt, sie könnten es bestimmt nicht fassen – und meine Eltern erst recht nicht.

Ihre Eltern waren schon immer echte Großstädter, die mit dem Land nichts anfangen konnten. Beide waren Journalisten, sie waren in der ganzen Welt unterwegs gewesen, vor allem in den großen Metropolen. Liv und Anni waren oft mit ihnen gereist, nach Tokio, Moskau oder in die Straßenschluchten von New York. Liv erinnerte sich noch an die riesigen Hochhäuser dort und an die Donuts, die Anni und sie in rauen Mengen verschlungen hatten. Was ihre Eltern nicht hatten, war ein Garten oder ein grüner Daumen. Das hier – die grüne Idylle in der Gärtnerschürze und das duftende Laub – war weit von allem entfernt, was man in ihrer Familie normalerweise machte.

Als das Gras wieder frei von Laub war und sattgrün leuchtete, trug Liv die letzten Laubhaufen hinüber zum Kompost. Die Gartenhandschuhe hatten sich schnell als unpraktisch herausgestellt, und sie hatte sie ausgezogen. Mit bloßen Händen griff sie nun die herbstlich gefärbten toten Blätter, bald waren ihre Finger schmutzig von Erde und Blattresten, aber das machte ihr nichts aus. Der Geruch nach Laub und Erde war eine wohltuende Abwechslung zu dem von Desinfektionsmitteln, den sie jeden Tag in der Klinik in der Nase hatte.

Als sie mit der ersten fertig war, nahm sie sich die zweite Wiese vor. Liv arbeitete gedankenverloren, die Zeit flog geradezu an ihr vorbei. Plötzlich klingelte ihr Handy, das in ihrer Hosentasche steckte. Sie griff danach und sah auf das Display. »Christoph« stand darauf. Sicher wollte er ihr sagen, dass sie sofort zurückkommen musste, dass er sie auf

der Station brauchte, dass ihre Flucht ihm nur Schwierigkeiten bereitete ... Sie drückte ihn weg und arbeitete weiter.

Später räumte Liv Rechen, Schürze und Handschuhe beiseite und sah sich unschlüssig um. Auch wenn sie den ganzen Nachmittag draußen gearbeitet hatte, hatte sie noch keine Lust dazu, hinauf in die Wohnung zu gehen, und so beschloss sie, vor dem Abendessen noch eine Runde um die Insel zu joggen. In Berlin lief sie jeden Tag, soweit es die langen Schichten in der Klinik zuließen. Das Laufen half ihr dabei, abzuschalten, einfach an gar nichts zu denken außer an ihre Schritte auf dem Asphalt und den Herzschlag in ihrer Brust. In den letzten Wochen war sie darum noch mehr gelaufen als sonst. Oft hatte sie sich dabei völlig verausgabt.

Das zumindest würde auf diesem winzigen Fleckchen im See eher schwierig sein, aber wenigstens ein paar Runden würde sie auch hier drehen können. Nachdem Liv Sportsachen, Pulsmesser und Laufschuhe angezogen hatte, entschied sie sich dafür, im Uhrzeigersinn um die Insel zu laufen; am Rosengarten vorbei durch die Wiesen bis zu dem kleinen Lindenrondell im Nordosten der Insel, weiter zum Bootssteg, zum Pavillon im Süden und wieder zurück. Liv dehnte sich zunächst ein wenig, dann begann sie, locker zu laufen, und schließlich zog sie das Tempo an.

Auf dem See waren an diesem Abend ein paar Segelboote unterwegs. Hier und da zogen Wolken über den Abendhimmel. Liv genoss den Ausblick auf das Wasser, während sie lief.

Schneller als erwartet, hatte sie schließlich das Linden-

rondell erreicht. Sie blieb stehen; der Blick von dieser Stelle aus über den See war zu schön, um einfach daran vorbeizurennen. Eine Wassergans mit hellbraunem Gefieder und dunklem Hals paddelte in der Nähe des Ufers und gründelte hier und da. Liv beobachtete sie, bis auf einmal die Ruhe von einem schrillen Klingeln unterbrochen wurde. Die Gans hielt inne und schien sie vorwurfsvoll anzusehen, dann streckte sie den langen Hals wieder unter Wasser und das helle Hinterteil in die Höhe. Liv seufzte und griff nach ihrem Handy. Schon wieder Christoph. Sie starrte auf das Display, ohne abzunehmen. Plötzlich wurde Liv von einer unglaublichen Wut erfasst. Sie nahm das immer noch klingelnde Handy, holte weit aus und warf es mit aller Kraft in den See. Mit einem leisen Platschen landete es im Wasser. Das Klingeln hörte auf. Liv sah zu, wie sich an der Stelle, in der ihr Handy versunken war, langsam konzentrische Kreise über die Wasseroberfläche zogen. Sie blinzelte. Oh Gott, was habe ich getan?, durchfuhr es sie. Jetzt bin ich wirklich von allem abgeschnitten. In Pauls Wohnung gab es kein Telefon. Wenn sie nun telefonieren wollte, würde sie das Ruderboot nehmen und hinüber zum Seewirt fahren müssen. Die Stelle, an der das Handy versunken war, war nun wieder glatt. Der See hatte es geschluckt und mit ihm auch Berlin – alles das, wovor sie gerade weglief. Sie atmete tief durch. Vielleicht war es ganz gut so.

Die Gans tauchte wieder auf, sah sie noch einmal an und paddelte dann weiter auf den See hinaus. Liv sah ihr nach. Dann drehte sie sich um und nahm ihren Weg wieder auf.

Eine Runde reichte ihr noch lange nicht; sie war gerade erst warm gelaufen, als sie wieder am Gärtnerhaus ankam. Also rannte sie noch eine Runde. Und noch eine. Ihr Puls war gut, sie hörte den Kies unter ihren Laufschuhen knirschen. Auf der Höhe des Bootsstegs sah sie jedes Mal hinüber zum Seewirt. Dort saßen auch an diesem Abend viele Leute im Biergarten, ab und zu trug der Wind die ausgelassenen Stimmen und das Gläserklirren bis zur Insel hinüber. Bei ihrer letzten Runde beschloss Liv, das Tempo noch einmal anzuziehen. Sie begann einen Sprint; als wäre sie von Furien gejagt, gnadenlos gegen sich selbst. In ihren Ohren rauschte das Blut, hörte sie das Trommeln ihrer Füße auf der Erde. Keuchend kam sie schließlich wieder vor dem Gärtnerhaus an. Sie stützte die Hände auf die Knie, rang nach Luft und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Als ihr Puls sich wieder beruhigt hatte, fühlte sie die herbstliche Abendluft auf der schweißfeuchten Haut. Ja, jetzt hatte sie sich auspowert, jetzt war es gut.

Als sie sich wieder aufrichtete, fiel ihr Blick auf die Villa, die still und unbeeindruckt dastand, bereit für die Nacht. Moment, wirklich bereit?, schoss es Liv durch den Kopf. »Villa unbedingt immer nachts abschließen«, das hatte auch auf Pauls Liste gestanden. Liv tastete nach dem Schlüsselbund. Erschrocken stellte sie fest, dass er nicht mehr in ihrer Jackentasche war. Nach kurzem Nachdenken fiel es ihr wieder ein: Sie hatte ihn in dem prächtigen Saal im oberen Stock liegen lassen, dort am Fenster, als sie Johannes hatte kommen sehen. Seufzend setzte sie sich also noch einmal in Bewegung.

Die Räume der Villa wirkten jetzt, in der Dämmerung, ganz anders als am Tag. Die beiden weißen Büsten im Gartensaal sahen Liv im Dämmerlicht mit ihren weißen Augen regungslos entgegen. Die Luft im Raum war kühler geworden, und die Atmosphäre hatte plötzlich etwas Unheimliches an sich – oder bildete sie sich das nur ein? Liv, rei dich mal zusammen, rief sie sich selbst zur Ordnung. Du bist doch kein kleines Mädchen mehr, das sich im Dunkeln gruselt. Trotzdem – besser, sie beeilte sich. Je schneller sie den Schlüssel hatte, desto schneller kam sie auch wieder hinaus in den rosafarbenen Abend.

Oben im prächtigen Festsaal lag der vergessene Schlüsselbund tatsächlich noch auf dem Fensterbrett. Liv war in ein paar Schritten dort, griff danach und ging dann eilig wieder nach unten. Das Geräusch ihrer Schritte, das auch dieses Mal im Treppenhaus widerhallte, verursachte ihr plötzlich eine Gänsehaut. Sie beeilte sich noch mehr. Genau in diesem Moment übersah sie im Dämmerlicht die ausgetretene Türschwelle zum Gartensaal und stolperte.

»Verd ...«, Liv konnte das Wort nicht einmal zu Ende ausrufen, als sie schon das Gleichgewicht verlor. Der Schlüssel fiel ihr aus der Hand, und sie griff stattdessen reflexartig nach irgendetwas, um ihren Sturz noch aufzuhalten. Dabei erwischte sie ausgerechnet die weiße, elegante Frauenbste, die sie am Morgen noch so bewundert hatte. Liv sah das Unglück wie in Zeitlupe geschehen, ohne noch etwas daran ändern zu können. Die Büste fiel von ihrem Podest, fiel und fiel und kam fast zeitgleich mit Liv auf dem alten Eichenparkett-

boden auf. Es krachte fürchterlich, weiße Splitter verteilten sich über das dunkle Holz.

»Oh nein«, Liv rappelte sich hoch. »Verflixt – das darf nicht wahr sein.« Ihr Knie brannte. Sie brauchte es nicht anzusehen, um zu wissen, dass es aufgeschlagen war. Aber das kümmerte sie weniger. Die Büste – sie war kaputt; das Kunstwerk, das sie vor ein paar Stunden noch bewundert hatte, lag zerbrochen da. Wie unter Schock hob Liv die einzelnen Scherben auf. Versuchsweise setzte sie ein abgebrochenes Stück Schulter wieder an. Nein, da war nichts zu retten. Die Büste war kaputt.

Erst in diesem Moment fiel ihr Blick auf den Parkettboden. Livs Augen weiteten sich vor Entsetzen; die wahre Beschörung sah sie erst jetzt. Das alte Eichenholz war an der Stelle zersplittert, wo die schwere Büste aufgeschlagen war. Ein richtiges Loch klaffte im Fußboden des Gartensaals. »Oh Gott«, wisperte sie. »Das darf nicht wahr sein! Und das am zweiten Tag ...«

Unglücklich ging sie in die Hocke, um das Loch im Parkett genauer zu betrachten, und ignorierte dabei ihr lädiertes Knie. Erst auf den zweiten Blick in diesem dämmerigen Zwielflicht fiel ihr auf, was merkwürdig an diesem Loch im Parkett war – darunter war nichts. Dort, wo ein Fundament hätte sein müssen, gähnte nur ein dunkler Hohlraum. Kein Wunder, dass das Holz so leicht gesplittert war ... »Eigenartig«, murmelte sie. Nun wünschte sie sich, ihr Handy läge nicht auf dem Grunde des Sees. Das Licht des Displays hätte sie jetzt gut gebrauchen können. Aber auch so, in der Dämmerung, konnte sie erkennen, dass dort unter dem kaputten

Holz in der Tiefe etwas schimmerte – schwach rosa, rot und golden. Plötzlich schlug Livs Herz schneller; ihr schmerzen- des Knie und die zerbrochene Büste waren für einen Mo- ment vergessen. Was hatte sie da entdeckt? Es sah aus wie ein geheimes Versteck unter dem alten Fußboden.

Aufgeregt streckte Liv die Hand aus und tastete vorsich- tig zwischen dem zersplitterten Holz hindurch zu dem, was dort lag. Ihre Fingerspitzen trafen zunächst etwas, das ihr von heute Nachmittag noch vertraut vorkam – trockene Blät- ter. Aber es waren nicht die einer Eiche oder Buche, es fühlte sich eher an wie ... »Blütenblätter«, flüsterte sie. Vorsichtig holte sie dieses Etwas aus dem zersplitterten Boden. Es war eine Rose – eine perfekte, getrocknete Rose, zartrosa und vollkommen. Liv betrachtete sie erstaunt, es schien ihr wie ein Wunder. Wie lange hatte sie dort gelegen? Und vor al- lem – warum?

Liv beugte sich noch einmal nach vorn, um den zweiten Gegenstand aus dem dunklen Hohlraum zu holen. Sie tas- tete; es war ein Buch. Gebunden in blassrotes Leinen, mit aufgeprägten goldenen Ranken. Es war staubig.

Liv wischte über den Einband; der Geruch nach altem Papier, ein bisschen modrig, stieg ihr in die Nase. Sie ließ sich auf den Boden sinken, lehnte sich an die Wand und schlug das Buch auf. Alte Buchstaben sah sie, verblasste Tinte, eine schöne, geschwungene Handschrift. Die Worte schienen sich förmlich auf das Papier zu drängen, als hätte der Schreiber es eilig gehabt. Die alten Worte sprachen zu Liv, die in diesem Moment alles andere um sich herum ver- gaß.

3. Januar 1913

Ich weiß nicht, wer es sein wird, der eines Tages in vielleicht fünfzig oder hundert oder zweihundert Jahren dieses Buch in den Händen halten und meine Geschichte lesen wird. Die Zeit ist eine merkwürdige Sache, sie dehnt sich aus oder kann sich zusammenziehen, und die Vergangenheit ist niemals ganz vergangen, solange es Spuren von ihr gibt. Ich habe in den letzten Jahren gelernt, dass wir nicht wissen können, wer irgendwann einmal das, was wir von uns auf dieser Erde zurücklassen, finden wird. Und es wird dessen Entscheidung sein, was er damit tun wird. Ich habe damit Frieden geschlossen. Ich schreibe dies, damit sich jemand an mich erinnert – an mich, die hätte vergessen werden sollen. Die Mächtigen meiner Zeit haben sich gewünscht, es hätte mich nicht gegeben. Aber das hat es. Dies ist meine Geschichte – nun, ein Teil davon. Und wer auch immer sie eines Tages lesen wird, wird seine eigenen Schlüsse daraus ziehen und, so hoffe ich, für einen Moment an mich denken.

Starnberger See, Bayern, 1889



Magdalena stand im Rosengarten. Es war ein gewittriger, brütend heißer Sommertag, und der Duft nach Rosen, nach den Fliedersträuchern und Lavendelbüschen erfüllte die Luft der Insel. Magdalena legte ihren Kopf in den Nacken und sah hinauf in den Himmel, wo ein großer Vogel seine Kreise zog. Sie dachte darüber nach, was er wohl sah, dort hoch oben, wenn er hinunterschaute auf ihre kleine Welt. Auf diese Insel, auf der sie nun schon seit drei Jahren lebte. Sah er die hübschen Rosen? Die Villa mit ihren dunklen Holzdächern, dem Türmchen und der eleganten Veranda? Sah er auch sie selbst, in ihrem gelben Taftkleid, zu warm für dieses Wetter, aber noch das leichteste, das sie besaß und tragen konnte, ohne mahnende Blicke von ihrer Gesellschaftsdame befürchten zu müssen? Die Baronin von Zeiss hatte sich an diesem Gewitternachmittag, an dem sich die dunklen Wolken über den Alpen sammelten und von fern schon Donner zu hören war, zu einem Mittagsschlaf in ihr Zimmer im oberen Stock der Villa zurückgezogen. Ihr Zimmer lag genau über dem von Magdalena; jeden Morgen und jeden Abend hörte Magdalena das Murmeln der Zeiss, wenn sie

ihren Rosenkranz betete, und ihr Schimpfen, wenn das Dienstmädchen wieder einmal ihre Frisur falsch gesteckt oder nicht das richtige Kleid herausgelegt hatte. Elisabeth war diejenige in dieser Schicksalsgemeinschaft der Insel, mit der Magdalena am meisten Mitleid hatte. Die Zeiss und Sepp, der Gärtner, der sich um die Rosen und um die Bäume auf der Insel kümmerte, waren zumindest alt. Es konnte ihnen gleichgültig sein, wo sie ihre letzten Jahre verbrachten, ob hier oder woanders – wahrscheinlich war es hier sogar leichter für sie, in dieser Ruhe und Idylle, in der ein Tag war wie der andere und niemand je störte.

Aber Elisabeth, das Dienstmädchen, war so jung, noch jünger als Magdalena, und musste ihr Leben hier verbringen, herumgescheucht von der Zeiss, die selten zufrieden war, und abgeschnitten von der Welt, so wie Magdalena. Allerdings schien Elisabeth ihr Schicksal leichtzunehmen. Sie war die Art bayrisches Landmädchen, das rosige Wangen und immer gute Laune hatte, die nichts erschüttern konnte und die sich an einem gelungenen Knödel ebenso freuen konnte wie an einer blühenden Rose oder an einem ihrer seltenen freien Sonntagnachmittage, die die Zeiss ihr gnädig gewährte und an denen Magdalena sie glühend darum beneidete, hinüber ans Ufer fahren zu dürfen.

Gerade drang Elisabeths vergnügtes Singen aus dem offenen Küchenfenster des Nebenhauses hinaus in die Gewitterluft. Magdalena sah auf die Rosen um sie herum. Als sie hierhergekommen war, hatte sie kaum einen Blick für sie gehabt, so beschäftigt war sie mit sich selbst gewesen und mit ihrem Unglück, hier sein zu müssen. Aber inzwischen hatte

sie den Sepp so oft auf seinen Runden durch den Rosengarten begleitet, dass sie die einzelnen Pflanzen kannte, als wären es Freunde. Sie kannte ihre Namen – die rosafarbene »La Reine Victoria«, deren Blüten fast wie kleine Bälle aussahen, die karminrote »Rose du Roi«, die so stark duftete, dass Magdalena ihren Duft aus all den anderen heraus erkennen konnte, die »Madame Alfred Carrière« mit ihren großen cremefarbenen Blüten und dem Geruch, der an teures Parfum erinnerte. Magdalena strich sacht über die Blüten einer neuen Rose, die der Gärtner erst in diesem Jahr gepflanzt hatte. Magdalena war ganz aufgeregt gewesen deshalb. Wie traurig, dachte sie, dass ich inzwischen wegen einer neuen Rose aufgeregt bin. In München war sie es gewesen, wenn sie mit ihrer Tante und ihren Cousinen auf einen Ball gehen durfte, wenn sie einen Ausflug machten, wenn sie ein wirklich spannendes Buch las oder wenn der Onkel alle zum Volksfest einlud, wo sie die Schausteller bestaunten und ihr kleiner Cousin Toni wieder so viele Bonbons in sich hineinstopfte, dass ihm drei Tage danach noch schlecht war. Nun, nach drei Jahren in ihrem grünen Gefängnis, war das Spannendste, was Magdalena erlebte, eine neue Rose. Sie betrachtete die Pflanze. Sie war allerdings wirklich wunderschön, zartrosa und vollkommen. »Souvenir de la Malmaison« hieß sie, Andenken an Malmaison. Magdalena hatte die Zeiss gefragt, was Malmaison sei. Mit verkniffenem Gesicht hatte die Baronin geantwortet, dass in Malmaison die französische Kaiserin Josephine gewohnt hatte, die Ehefrau von Napoleon. »Aber von so einem Menschen sollten Sie gar nicht reden, Magdalena«, hatte sie schnell hinterherge-

schoben. »Es gehört sich nicht – nicht als Deutsche und erst recht nicht als Bayerin!«

Die Zeiss war stets darauf bedacht, was sich gehörte und was nicht. Es gehörte sich nicht, zu laut zu reden. Es gehörte sich nicht, zu große Schritte zu machen. Es gehörte sich nicht, den Nachmittagskaffee eine halbe Stunde früher als gewöhnlich zu trinken. Es gehörte sich nicht, sich nicht für ihre langweiligen Unterrichtsstunden zu interessieren, die sie Magdalena gab. »Wem soll ich denn die Gedichte einmal aufsagen, die ich auswendig lernen soll?«, hätte Magdalena oft gerne geschrien. »Und wen könnte ich auf dieser winzigen Insel mit zu großen Schritten und zu lautem Reden schockieren? Die Rosen? Die Schwäne? Die Bäume?«

»Seien Sie froh, dass ich es noch nicht aufgegeben habe, aus Ihnen eine wirkliche Dame machen zu wollen, Fräulein Magdalena. Es ist weiß Gott keine leichte Aufgabe.« Diesen Satz hatte sie in den letzten drei Jahren viel zu oft gehört.

Der Tagesablauf auf der Insel war ganz genau festgeschrieben, darauf achtete die Zeiss, weil es angeblich für Magdalenas Gesundheit wichtig war. An allen Wochentagen außer sonntags standen sie um halb sieben auf, im Sommer um sechs, wenn draußen die Vögel anfangen zu singen. Elisabeth musste natürlich schon früher auf den Beinen sein, die Kamine der Villa anheizen und für warmes Wasser sorgen, das sie der Baronin und Magdalena in Krügen auf ihre Zimmer brachte. Um sieben Uhr gab es Frühstück, und ab acht Uhr begann die Zeiss ihren Damenunterricht, den sie Magdalena verordnet hatte. In ihren ewig schwarzen Witwenkleidern mit den altmodischen schwarzen Hauben ging

sie dann auf und ab, den Lehrstock fest in der Hand. Sie erinnerte dabei frappierend an eine Krähe mit ihrer hageren Figur, der langen Nase, dem blassen Gesicht in all der schwarzen Seide. Ihre Röcke schlepten, während sie ging, schwer auf dem Boden. Überhaupt schien alles, was die Baronin besaß, schwarz zu sein. Im Sommer hielt sie sich beim Spaziergehen einen schwarzen Sonnenschirm aus Brüsseler Spitze über den Kopf, im Winter trug sie schwarzen Pelz. Ihr Mann, Baron von Zeiss, war schon lange tot. »Aber eine wirkliche Witwe trauert ein Leben lang. So gehört sich das.«

Nach dem, was die Zeiss Unterricht nannte, ließ sie um Punkt ein Uhr das Mittagessen servieren, und anschließend ruhte sie. Es war die einzige Zeit am Tag, die Magdalena für sich hatte, aber was konnte sie hier schon damit anfangen? Manchmal las sie in den betulichen Romanen, den einzigen Büchern, die die Zeiss für ein Mädchen als passend empfand und die so gar nichts mit den Abenteuerbüchern zu tun hatten, die sie sich früher von Toni geborgt hatte. Manchmal nahm sie einen Kanten Brot, ging ans Ufer und fütterte damit die Schwäne. Gerne unterhielt sie sich mit Sepp, während er im Garten arbeitete – auch wenn die Zeiss das nicht gerne sah. Und manchmal saß sie einfach nur so da und versuchte, an nichts zu denken.

Nach der Mittagsruhe setzte sich die Zeiss jeden Tag an das kleine Klavier im Gartensaal und spielte, während Magdalena dazu tanzen sollte. Sie war eine strenge Tanzlehrerin. »Rundere Arme«, korrigierte die Zeiss sie dann mit scharfer Stimme vom Klavier aus, während sie unbeirrt weiterspielte.

»Grazile Füße«, »Anmutigere Bewegungen – wollen Sie auf Ihren Tanzpartner wie ein Trampel wirken? Warum lächeln Sie jetzt plötzlich?«

»Weil, Frau Baronin, ich mich gerade gefragt habe, welchen Tanzpartner ich bitte jemals haben soll«; dieses Gespräch hatten sie erst vor ein paar Tagen geführt. »Es wird wohl niemanden geben, auf den ich wie ein Trampel wirken könnte.«

Die Zeiss war unbeirrt geblieben. »Eine Dame muss ordentlich tanzen können«, sagte sie. »Tssss – nun machen Sie ja schon wieder die Arme nicht rund.«

Nach dem Nachmittagskaffee, den Elisabeth immer pünktlich um vier Uhr zu servieren hatte – im Sommer auf der Veranda, im Winter im für zwei Personen viel zu großen Festsaal im oberen Stock –, folgte noch eine Stunde Gesangsunterricht und dann der tägliche Abendspaziergang rund um die Insel. »Es ist wichtig, sich etwas zu bewegen«, sagte die Zeiss beinahe jeden Tag salbungsvoll, wenn sie aufbrachen. »Nur moderat, eine Dame sollte nie ins Schwitzen kommen. Aber wer rastet, der rostet.«

Der Spaziergang war kurz. Selbst wenn Magdalena nur kleine, damenhafte Schritte machte, konnte sie ihn kaum verlängern. Tausend Schritte, das hatte sie einige Male gezählt, tausend Schritte brauchte sie, um auf den staubigen, ungepflasterten Wegen zwischen den alten Bäumen und durch die von Sepp gepflegten Wiesen einmal um die ganze Insel zu gehen. Diese Spaziergänge deprimierten sie mehr, als dass sie ihr Abwechslung brachten – nicht nur weil die Zeiss als Begleiterin kein Vergnügen war, sondern vor allem

weil sie ihr jeden Tag vor Augen führten, wie winzig ihre Welt geworden war. Tausend Schritte lang war sie.

Magdalena träumte sich während dieser Spaziergänge meist weit weg. Sie dachte dann an ihr früheres Leben in München, überlegte, was ihre Freundinnen wohl gerade machten. Ob sie auf Feste gingen, ob sie irgendwo saßen und die Köpfe zusammensteckten und darüber spekulierten, wen sie heiraten wollten und wen auf keinen Fall, ob sie in der Schule etwas lernen durften, das ihren Kopf forderte – etwas, das sie beim Unterricht der Zeiss schmerzlich vermisste. Magdalena hatte keiner von ihnen sagen dürfen, wohin sie ging. Für ihre Freundinnen war sie vor drei Jahren kurz nach Pfingsten einfach verschwunden. Bestimmt hatten sie sie inzwischen vergessen – und selbst wenn nicht, sie hätten ohnehin keinen Kontakt zu ihr aufnehmen können. Die Einzige, die über alles Bescheid wusste und ihr schreiben durfte, war Magdalenas Tante Veronika, bei der sie aufgewachsen war. Tante Vroni schickte treu und regelmäßig Briefe, in denen sie sich Mühe gab, für Magdalena das bunte Leben in München einzufangen, das auch einmal ihres gewesen war. »Stell dir vor«, hatte die Tante im letzten Brief geschrieben, »in München gibt es gerade wieder einmal eine neue Mode. Alle Damen, die etwas auf sich halten, tragen jetzt gefärbte Straußenfedern am Hut. Ich habe natürlich auch schon welche besorgt und trage sie mit Stolz, auch wenn sie schrecklich lang und unpraktisch sind und dem Hut eine Neigung zum Überkippen geben, wenn man ihn nicht ordentlich festzurrt. Wenn du mich sehen würdest, würdest du bestimmt lachen. Oh, und neulich hat eine

solche Feder am Hut der Hofrätin Feuer gefangen. Du hättest dabei sein sollen, es war eine helle Aufregung deswegen ...«

Jeden von Tante Vronis Briefen behandelte Magdalena wie eine Kostbarkeit. Sie las sie wieder und wieder, trug sie tagelang mit sich herum. Alles, was die Tante ihr schrieb, malte sie sich genau aus, um die Orte und Menschen nicht zu vergessen. Sie stellte sich die Maximilianstraße vor, auf der die Damen mit ihren Hüten, an denen Straußenfedern wippten, flanierten, sie sah das Durcheinander von Kutschen, Zeitungsjungen, Blumenmädchen, Obstverkäufern vor sich, hörte den Lärm, das Stimmengewirr, roch die Stadtluft von München. Aber alle Bemühungen änderten nichts daran, dass ihre Erinnerungen unschärfer wurden, die Bilder in ihrem Kopf mit den Monaten, die verstrichen, immer blasser. Sosehr sie sich auch anstrengte, manchmal konnte sie sich nicht mehr daran erinnern, wo genau welcher Park, welcher Laden, welche Kirche, welches Kaffeehaus lag und wie es aussah. Die Gerüche, die sie noch in der Nase hatte, waren in den letzten drei Jahren allmählich verweht, die Gesichter der Freundinnen undeutlich geworden. Verzweifelt klammerte sie sich an das, woran sie sich noch erinnern konnte: das große, quirlige Haus in der Prannerstraße, in dem sie mit der Familie ihrer Tante nicht weit entfernt von der Residenz gelebt hatte. Ihr Zimmer dort, das zwischen denen ihrer Cousinen Bertha und Ida gelegen hatte. Das Gefühl, morgens in ihrem Bett aufzuwachen und zu wissen, dass ein Tag vor ihr lag, der Neues mit sich bringen würde, an dem sie Freundinnen besuchen, lernen oder

einkaufen gehen konnte, wo draußen der Kohlehändler mit einem Dienstmädchen feilschte, die Bierbrauer sich mit ihren Wägen voller Fässer fluchend einen Weg durch die Straßen bahnten. Ja, sie konnte sich noch genau daran erinnern, wie es war, an so einem Tag aufzuwachen.

Hier auf der Insel wurde sie jeden Morgen von der Stille wach. Diese unglaubliche Stille hatte sie am Anfang ganz nervös gemacht. Man hörte nur das Zwitschern der Vögel, das Beten der Zeiss, das Singen von Elisabeth und ab und an das leise, rhythmische Platschen der Ruder, wenn die Post oder die Lebensmittel ankamen. Sie wurden gut damit versorgt. In der Münchner Residenz achtete man darauf und versäumte keine Lieferung. Wir sind wie gehätschelte Vögel im Käfig, dachte Magdalena, die Leckerbissen von der Hand ihres Besitzers bekommen. Und mein Besitzer ist weit weg. Prinzregent Luitpold war in den drei Jahren, in denen sie nun auf der Insel und er in Bayern an der Macht war, immer beliebter geworden. Die Zeitungen waren voll des Lobes über ihn. Bayern ging es gut, in München waren die Brauhäuser voll, man genoss das Leben und jubelte dem Prinzregenten zu, wenn man ihn irgendwo sah.

Magdalena dachte an den Tag, an dem sie Luitpold zum ersten und einzigen Mal persönlich begegnet war. Es war schon spät gewesen, ein warmer, stickiger Juniabend. Onkel und Tante hatten wie so oft Gäste im Haus. Niemand hatte noch mit Besuch gerechnet, als ein verschüchtertes Dienstmädchen den hohen Gast ankündigte. »Der Onkel seiner Majestät«, hatte sie geflüstert. »Er steht draußen in der Ein-

gangshalle und will nicht hineinkommen. Er sagt, es geht um Magdalena.«

Vroni hatte die Stirn gerunzelt, dann aber genickt.

»Ich muss mit dir reden«, sagte Luitpold knapp in Vronis Richtung, als sie mit Magdalena zusammen vor ihm stand. »Mit dir und dem Mädchen.« Im Halbdunkel des Vestibüls hatte dieser große Mann dagestanden, fest wie ein Fels, mit seinem dichten Vollbart, der schon grau geworden war, und den hellen Augen, die im Dämmerlicht seinen Blick ein wenig wolfsähnlich wirken ließen.

»Was ist denn passiert?«, hatte Tante Vroni gefragt. Magdalena selbst hatte nur stumm dagestanden und gespürt, wie ihr Herz klopfte. Eine dunkle Ahnung hatte sie befallen, die sie nicht greifen konnte.

»Der König ist tot«, sagte Luitpold mit seiner tiefen, vollen Stimme. Das war keine Überraschung; in München hatten es die Spatzen schon den ganzen Tag lang von den Dächern gepfiffen. Im kleinen Königreich Bayern verbreiteten sich Neuigkeiten schnell, und solche umso rascher.

»Ich werde die Regierung übernehmen«, schob Luitpold nach, bevor jemand antworten konnte.

Die Tante hatte ihn angestarrt. »Aber was ist mit ...?«

»Otto?« Luitpold lachte auf. »Was soll mit ihm sein? Du weißt doch, in welchem Zustand er ist. Er mag der rechtmäßige König sein, aber er kann unmöglich regieren. Glaub mir, Vroni, es ist das Beste so.« Dann hatte er sich Magdalena zugewandt. Ganz nah war er zu ihr getreten und hatte dann seine Hand unter ihr Kinn gelegt. Seine Finger rochen

nach Pfeifentabak und nach Pferd, war es ihr durch den Kopf geschossen.

»Nun zu dir, Mädchen«, hatte er gesagt. »Du siehst ihm sehr ähnlich, deinem Vater.« Die kühlen grauen Augen hatten Magdalenas Gesicht mit der geraden Nase, den dunklen Augen und den gleichmäßigen Zügen gemustert. Nur den sinnlich geschwungenen Mund und die kastanienbraunen, dichten Haare hatte Magdalena von ihrer Mutter, Hofballerina Antonia Gruber, geerbt, die bei ihrer Geburt gestorben war. »Das ist nicht gut, dass du ihm so ähnlich siehst.«

»Luitpold, bitte ...« Tante Vroni stellte sich schützend vor ihre Nichte. »Warum bist du hier?«

»Nun ja, du weißt ja, wie in München getratscht wird. Ich glaube nicht, dass wir noch lange geheim halten können, wer sie ist. Oder besser: von wem. Und das ist nicht gut. Bayern braucht Ruhe, endlich einmal keine Gerüchte mehr. Über unsere Familie gab es in den letzten Monaten wirklich genug Getuschel.«

»Was soll das heißen?«

»Das heißt, ich will das Mädchen weghaben aus München. Es ist sicher besser so.« Er strich über Magdalenas Kopf. Die Geste stand in merkwürdigem Gegensatz zu seinen kalten Worten. »Aber ich werde mich gut um dich kümmern, keine Sorge.« Luitpold wandte sich Vroni zu. »Ich habe schon einen hübschen, abgelegenen Platz für sie ausgesucht, wo sie vorerst bleiben kann. Sie reist morgen ab, es ist alles organisiert.«

»Nein!« Tante Vroni schrie auf. »Luitpold, um Himmels willen, tu das nicht! Du kannst doch nicht einfach ...«

»Doch, ich kann«, die grauen Wolfsaugen wurden noch eine Spur härter. »Vergiss nicht. Ich bin jetzt der Prinzregent. Und ich muss entscheiden – im Interesse des Landes.«

»Aber du kannst sie doch nicht einfach fortschicken, wegreißen aus allem, was sie kennt.«

Er zuckte nur die Achseln. »Es ist schon beschlossene Sache.« Er lächelte Magdalena zu. »Du wirst es komfortabel haben, ich bin ja kein Unmensch. Und ich habe auch schon eine Gesellschaftsdame für dich eingestellt.«

Magdalena hatte ihn nur angestarrt, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Luitpold ließ den Blick durch die halb offene Tür in den Nachbarraum schweifen, wo die Abendgesellschaft fröhlich weitergefeiert hatte, ohne Notiz von alledem zu nehmen. Gerade brachte Magdalenas Onkel einen gut gelaunten Toast auf irgendetwas aus. Alle lachten, Musik spielte. »Und damit wir uns verstehen ...«, sagte er, »kein Wort zu niemandem. Denk dir irgendetwas aus, Vroni, wo das Mädchen hingekommen ist.«

Der Donner grollte nun lauter, das Gewitter war fast da. Über dem See hatten sich dunkle Wolken ausgebreitet, ein Wind kam auf und trieb ein paar Wellen ans Ufer der Insel. Magdalena sah hinauf zu den Wolken. Ein paar schwere, warme Regentropfen fielen auf sie und auf die Rosen. Immer noch war die Luft heiß, der Duft der Rosen, des Grases, des Sommerstaubs auf den Kieswegen, alles wurde durch die Wassertropfen, die nun darauf fielen, noch intensiver. Elisabeth hatte das Fenster in der Küche geschlossen, ihr

Gesang war nicht mehr zu hören. Ein paar Vögel zwitscherten dafür aufgeregt, ein Blitz zuckte über den Himmel. Ein paar Wimpernschläge später krachte der Donner.

»Fräulein Magdalena!«, rief eine strenge Stimme. Magdalena drehte sich um. Auf der Veranda der Villa stand hoch aufgerichtet wie ein schwarzer Fleck die Zeiss. »Kommen Sie schnell – Sie sehen doch, dass es gewittert.«

Magdalena seufzte. Sie blieb noch einen Moment stehen. Ich habe mir das alles nicht ausgesucht, dachte sie. Sie sah auf ihre Hand. An ihrem kleinen Finger steckte ein schmaler, goldener Ring mit einem kleinen roten Stein; das Einzige, was sie von ihrem Vater besaß. Sie konnte sich fast gar nicht an ihn erinnern, obwohl ihre Tante ihr oft erzählt hatte, wie er sie ein paarmal besucht hatte, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war. »Dein Papi liebt dich, Magdalena«, hatte Vroni immer gesagt. »Darum hat er dir auch diesen Ring geschenkt, dass du das immer weißt.« Später hatten diese Besuche aufgehört, als ihr Vater anfang, nicht mehr er selbst zu sein.

Ich habe es mir nicht ausgesucht, dachte Magdalena noch einmal – nicht, dass ich hier bin, nicht, dass ich den rechtmäßigen König von Bayern zum Vater habe, und erst recht nicht, dass er verrückt ist.

Nichts davon habe ich gewollt, und doch muss ich hier leben, mit dieser Krähe, die nach mir ruft, und auf dieser winzigen Insel im See, ganz allein und weg von allem, was mir etwas wert ist.

»Fräulein Magdalena!« Die Krähe schien wütend zu werden.

»Ich komme schon, Baronin von Zeiss«, antwortete Magdalena und ging auf die Veranda zu. Als sie an einem der Beete vorbeiging, roch sie ganz genau den Duft der »Rose du Roi«, der Rose des Königs.

